

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Ling, Bei  
**Ausgewiesen**

Über China  
Aus dem Chinesischen von Karin Betz

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42300-4

SV



Bei  
Lin  
Ausgewiesen  
Über China

# Ausgewiesen Über China

Aus dem Chinesischen  
von Karin Betz

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2012

Copyright © Bei Ling 2011

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42300-4

I 2 3 4 5 6 - 17 16 15 14 13 12

---

# Inhalt

<b>1 Die Frankfurter Buchmesse 2009.</b>	
<b>Ein Staat kämpft gegen seine Literatur</b> . . . . .	7
Peking – ein letztes Mal . . . . .	7
Ein Staatsfeind? Das Internationale Symposium <i>China und die Welt: Wahrnehmung und Wirklichkeit</i> im September 2009 . . . . .	13
Eine abgedroschene Anekdote . . . . .	26
Die Frankfurter Buchmesse 2009 . . . . .	29
<b>2 Vom literarischen Untergrund</b> . . . . .	33
Suche nach Wahrheit – die Mauer der Demokratie an der Xidan-Kreuzung in Peking . . . . .	33
Die Zeitschrift <i>Jintian (Heute)</i> und die ersten Sprößlinge der Untergrundliteratur . . . . .	41
Der Aufstieg der Untergrundliteratur . . . . .	49
<b>3 Zum ersten Mal in den USA (1988-89)</b> . . . . .	59
New York . . . . .	59
Nach dem Massaker vom vierten Juni . . . . .	63
<b>4 Die Gründung von <i>Tendenzen</i></b> . . . . .	72
Literatur im Exil . . . . .	72
Die Gründung von <i>Tendenzen</i> . . . . .	79
Beschattung und Gegenbeschattung . . . . .	84
Die gescheiterte Registrierung von <i>Tendenzen</i> . . . . .	86
<b>5 Eine großartige Erscheinung: Susan Sontag</b> . . . . .	90
Die erste Begegnung . . . . .	90
Ein Gespräch mit Susan Sontag . . . . .	95
Sontag und <i>Tendenzen</i> . . . . .	100

---

<b>6 Arrest</b>	103
Wenn Literatur ein Affront für den Staat ist	103
Verhaftung	107
Block acht, Zelle eins	113
Herr Li	123
Spitznamen	125
Bestialische Welt	127
Weiberwäsche	132
<b>7 Freunde in höheren Etagen</b>	135
Das Verhör	135
Freilassung und Hausarrest	146
<b>8 Exil</b>	154
Mein Vaterland: Ein Koffer	155
Susans Rettungsaktion	156
Angstzustände	164
<b>9 Gründung der unabhängigen chinesischen Schriftstellervereinigung</b>	170
<i>Tendenzen</i> wird eingestellt	170
Gründung des Unabhängigen Chinesischen P.E.N.	173
Geschafft	181
Gründung des <i>Tendenzen</i> -Verlags	186
<b>10 Meine Heimat ist die Sprache</b>	188
Schreiben im Exil	188
Überstehen ist alles	190
Dank	195

## 1 Die Frankfurter Buchmesse 2009. Ein Staat kämpft gegen seine Literatur

### Peking – ein letztes Mal

Nach neun Jahren das Wiedersehen. Peking. Jeder Schritt Erinnerung. Jeder Schritt ein Abschied.

In der Abflughalle Nummer drei des Flughafens der Hauptstadt. Rechts und links von mir zwei junge Flughafenpolizisten, der eine hält meinen Paß und meine Bordkarte in den Händen, der andere ist ganz damit beschäftigt, mich im Auge zu behalten, während er meinen Koffer hinter sich herzieht. So bewegen wir uns auf das ganz am Ende der Halle liegende Abfluggate der Air-China-Maschine CA185 nach Taipeh zu. Es ist der 19. November 2009, halb acht Uhr morgens.

Am Gate ist kein einziger Passagier mehr. Das Gesicht der Dame am Check-in-Schalter verdüstert sich, als wir auftauchen und die Polizisten ihr meinen Paß und meine Bordkarte unter die Nase halten. Sie erklären ihr die Situation. Höflich winkt sie mich dann doch durch das Gate, zur Gangway. Die Polizisten bleiben dicht hinter mir und erst kurz vor der Kabinentür geben sie mir meinen Paß zurück und behalten mich weiter im Auge. Es sieht beinahe so aus, als ob sie vor der Tür verharren werden, bis die Maschine gestartet, über das Rollfeld gefahren ist und abgehoben hat, um auch wirklich sicherzugehen, daß ich Peking verlassen habe.

Im Oktober und November 2009 war ich zu Gast bei der Frankfurter Buchmesse. Am 19. November flog ich mit einer Maschine der Air China von Frankfurt am Main nach Peking. In Peking angekommen, wurde ich von der Polizei in Empfang genommen,



die mir mitteilte: »Sie sind eine unerwünschte Person. Ihnen ist es untersagt, nach Peking einzureisen.« Die Polizei zwang mich zum Einstieg in eine Maschine nach Taipeh. Mein Gepäck wurde in Peking konfisziert. Noch am selben Abend um 23 Uhr kam ich in Taipeh an, meinem derzeitigen Wohnsitz.

Neun Jahre zuvor, am 26. August 2000, wurde ich auf dieselbe Weise direkt aus chinesischer Untersuchungshaft in die USA ausgewiesen. Ins Exil.

Ein hoher Funktionär der Polizei behauptete damals zynisch, man müsse mich in die Vereinigten Staaten ausweisen, damit ich dort »einen Beitrag zu den chinesisch-amerikanischen Beziehungen« leiste. Das »Verbrechen«, das zu meiner Ausweisung geführt hatte, bestand in nichts anderem als dem Verlegen eines Magazins. Mir wurde zur Last gelegt, daß ich in Peking die dreizehnte Ausgabe von *Qingxiang* (*Tendenzen*), einer Zeitschrift für Literatur und Geisteswissenschaften, veröffentlicht hatte. Sonst nichts.

2009 also reiste ich nach neun Jahren Exil in einer Maschine der staatlichen Fluggesellschaft Air China von Frankfurt am Main nach Peking. Der Pekinger Akzent, die typischen Pekinger Gesten der Stewardess vermittelten mir ein Gefühl der Vertrautheit. Es war, als sei ich schon wieder in der Heimat.

Nach acht Stunden Flugzeit dann die Durchsage: »Sehr geehrte Fluggäste, wir befinden uns nun im Anflug auf die Hauptstadt. Bitte ziehen Sie ihre Sicherheitsgurte fest, wir landen in zwanzig Minuten.« Ich rutschte rasch auf einen Fensterplatz und starrte nach draußen. Durch die trübe Morgendämmerung brachen gerade die ersten Lichtstrahlen. Am Horizont ging die rote Sonne auf, gegen die sich die Berge und ein paar winzige, ferne Gebäude-silhouetten abzeichneten. Mein Herz machte einen Sprung: Peking, Peking, endlich. Es fiel mir schwer, ruhig auf meinem Sitz zu bleiben.

Ich blickte hinaus und sog sie auf, die lange vermißten Bilder, sah die langgestreckten Gebirgsketten, spürte den morgendlichen Frost über der weiten Ebene. Der Schnee glitzerte unter den ersten Sonnenstrahlen, starr reckten sich die kahlen Bäume gegen

den Himmel. Ich erinnerte mich an ein Gedicht, das ich in jungen Jahren verfaßt habe:

*Das Auf und Ab der Gebirgszüge des Nordens  
Läßt alles Falsche harsch von sich abfallen.*

Wir rollten zum Flughafengebäude, stiegen aus und wurden durch die Gangway zur Ankunftshalle geschleust. Schon auf diesem kurzen Weg spürte man den eisigen Wind Pekings im Gesicht, frostig und ernüchternd.

Die riesige Halle des Terminals drei des brandneuen Hauptstadtflughafens kannte ich noch nicht. In großzügigen Rundungen geformt wie die Schwingen eines Adlers, im Inneren an den Seiten gesäumt von langen Sitzreihen mit Ledersesseln. Die japanische Künstlerin Okabayashi, die in derselben Maschine gereist war wie ich, staunte nicht schlecht.

Vor dem Quarantäneschalter bildete sich eine lange Schlange und ich widerstand dem dringenden Impuls, zum nächsten öffentlichen Telefon zu laufen und meine Familie, meine alten Freunde zu überraschen – *Hallo, ich bin in Peking.*

Ich zeigte meinen Paß und meine Bordkarte für den Anschlußflug nach Taipeh. Der Mann am Schalter tippte meinen Namen ein, dann runzelte er die Stirn, starrte auf den flimmernden Computerbildschirm und griff zum Telefonhörer: »Wir haben hier einen Vorfall, bitte schickt jemanden her.«

Mir rutschte das Herz in die Hose. Während ich wartete, kam ein weiterer Grenzbeamter dazu und prüfte die Daten auf dem Bildschirm. »Ist Ihr chinesischer Name Huang Bei Ling?«

»Das ist richtig. Gibt es ein Problem?« fragte ich.

»Wir müssen leider Ihre Identität überprüfen. Ihr Geburtsjahr?«

»Neunzehnhundert...«, antwortete ich.

»Würden Sie bitte mitkommen, wir müssen einige Daten überprüfen.«

Intuitiv rutschte es mir heraus: »Schwarze Liste?«

Der Beamte antwortete nicht. In diesem Moment tauchten zwei

Grenzpolizisten mit weißen Atemschutzmasken auf und verlangten, daß ich mitkomme. Wir gingen nebeneinander her, durch einen langen, geraden Korridor, der offensichtlich ausschließlich für den Grenzschutz bestimmt war. Man brachte mich in ein Zimmer, auf dessen Tür »Investigationsbüro« stand. Einer der Polizisten forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich mir gegenüber in einen Sessel und sah mich an, ohne mich auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Ich fragte: »Nehmen Sie mich fest?«

»Keineswegs. Wir prüfen nur Ihre Unterlagen.«

Ich hielt mich mit weiteren Fragen zunächst zurück und überdachte meine Situation. Würden sie mich durchsuchen? In Gewahrsam nehmen? Mich verhören oder mir gleich den Prozeß machen wegen meines provokanten Auftretens während der Frankfurter Buchmesse?

Da es für den Augenblick ohnehin keinen Ausweg aus dieser Situation gab, versuchte ich, gelassen zu bleiben. Ich zog ein Buch aus meiner Tasche, eine chinesische Ausgabe von Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit*, die ich ironischerweise am chinesischen Ehrengast-Stand der Buchmesse erstanden hatte. »Setzen Sie sich aufrecht hin, Augen geradeaus«, mahnte der Polizist mit der Atemschutzmaske, als ich mich zu lesen anschickte. Er hatte seinen Blick nicht von mir abgewandt. Nun war das »Investigationsbüro« nicht gerade groß und es war ausgesprochen unangenehm, unter ständiger Beobachtung ein Buch zu lesen. Also schlug ich das Buch wieder zu und holte statt dessen mein Notebook hervor. Ich war eben im Begriff, es einzuschalten, vor allem, um zu sehen, wie spät es jetzt eigentlich genau war, schon sagte der Polizist: »Hier kann man nicht ins Internet.«

Ich fragte: »In der Abflughalle geht es doch auch, kaum zu glauben, daß Sie hier in Ihrem Büro keinen freies WLAN haben?«

»Während der Olympischen Spiele im vergangenen Jahr war das mal so, jetzt geht es jedenfalls nicht mehr. Es ist hier so Vorschrift, daß man nicht ins Internet darf.« Auf meinem Notebook war es bereits zehn nach acht. »Ich muß zur Toilette«, sagte ich. Der

kleine Polizist machte einen kurzen Anruf mit seinem Mobiltelefon, dann begleitete er mich durch den Korridor zur Toilette. Außer uns war dort niemand. Er postierte sich einen Meter entfernt neben mir und wollte mir nicht den Gefallen tun, seinen Blick wenigstens jetzt von mir abzuwenden. Ich beugte mich vor, ging möglichst dicht an das Urinal heran und versuchte, seinen Blick zu behindern, aber . . . auch nach einer ganzen Weile wollte es mir einfach nicht gelingen, mich zu erleichtern.

Es war mir peinlich. Ich hoffte, er würde ein wenig Diskretion beweisen und Abstand nehmen. Er blieb aber mit ausdrucksloser Miene dort, wo er war, und observierte mich.

»Würden Sie vielleicht nicht so herstarren?« ersuchte ich ihn. Er blieb völlig ungerührt, blickte mich unverwandt an. Mir entfuhr ein verzweifertes, wütendes Zischen. Ich drehte ihm den Kopf zu und starrte ihn flehend an.

Wie zwei unnachgiebige Kontrahenten standen wir da, und es war offensichtlich, daß auch der kleine Polizist sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. Er war ja sicher selbst nicht darauf erpicht, vermeintliche Bösewichte bei der Verrichtung ihrer Notdurft zu beobachten. Das war sein Job, er durfte den »Missetäter« nicht aus den Augen lassen. Endlich wandte er sich doch ein wenig ab, drehte den Kopf halb weg und ließ seinen Blick schweifen, so daß er mich nicht mehr direkt im Visier hatte. Und ich stand wie ein hilfloser Trottel vor dem Urinal, bis ich mich schließlich entspannte.

Eine halbe Stunde später erschien in Begleitung zweier weiterer Grenzpolizisten ein Mann in mittleren Jahren im Investigationsbüro. Noch stehend, hielt er meinen Paß hoch und deklamierte wie ein Schauspieler, jede Silbe betonend: »Es hat sich erwiesen, daß Sie eine in unseren Landesgrenzen unerwünschte Person sind. Es ist Ihnen nicht erlaubt, nach Peking einzureisen. Aus diesem Grund dürfen Sie sich nach der Grenzkontrolle im Transferbereich des Flughafens nicht frei bewegen. Sie werden sich jetzt unter Polizeiaufsicht zu einer Maschine begeben, die zum Abflug nach Taipeh bereitsteht.«

*Sie sind eine in unseren Landesgrenzen unerwünschte Person. Es ist Ihnen nicht erlaubt, nach Peking einzureisen. Eine unerwünschte Person . . . Es ist Ihnen nicht erlaubt . . .* Seine Worte hallten in meinen Ohren nach. Natürlich hatte ich das befürchtet, fast erwartet, aber ich wollte mich einfach nicht mit den Tatsachen abfinden. Einen Moment lang war ich wie betäubt. Meine Stimme kam leise und zögernd: »Wissen Sie denn nicht, daß ich in Peking aufgewachsen bin? Wissen Sie das etwa nicht?« Ganz ruhig sagte ich das, aber meine Wut war dennoch schwer zu unterdrücken: »Meine betagten Eltern leben keine zehn Kilometer von hier entfernt, verstehen Sie das?« Ich konnte mich kaum beherrschen, und ohne nachzudenken sprudelten jetzt die Worte aus mir heraus: »Fragen Sie Ihre Vorgesetzten, fragen Sie gefälligst Hu Jintao und Wen Jiabao persönlich, bitten Sie sie, mir zu erklären, warum ich nicht in dieses Land einreisen darf. Warum?«

Die Polizisten und der Grenzbeamte unterbrachen mich nicht und ließen mich ausreden. Die Polizisten richteten ihre Blicke auf den Beamten, der eine gleichgültige Miene aufsetzte und sagte: »Warum, ja das weiß ich auch nicht. Das wissen Sie doch wohl besser als wir, oder?«

Die Passagiere an Bord der CA185 warteten angeschnallt auf den Start. Um 8:45 Uhr hob die Maschine langsam und bedächtig ab und gewann an Höhe.

In majestätischer Ruhe lag das frühwinterliche Peking unter uns. Ich preßte meine Nase gegen die Scheibe der kleinen Fensterluke und betrachtete die nordchinesische Landschaft aus der Höhe, so eingehend wie vielleicht nie zuvor. Die endlosen, gleichmäßigen Baumreihen, die weite Ebene, über die der Nordwind bläst, der den Besucher unbarmherzig mit seinem Heulen empfängt. Weiter vorne verloren sich langsam die Reihen der niedrigen Häuser in der Ferne, aus deren Schornstein der Rauch zum Himmel aufstieg.

Und jetzt kam er, der Schmerz. Mir, der in ihrer Heimat uner-

wünschten Person, traten schließlich die lang unterdrückten Tränen in die Augen.

Das ist mein Peking.

Das war das letzte Mal.

Ein Staatsfeind? Das Internationale Symposium  
*China und die Welt: Wahrnehmung und Wirklichkeit*  
im September 2009

Es wollte mir einfach nicht in den Kopf: Die Direktion der größten und wichtigsten Buchmesse der Welt – so jedenfalls ihr Ruf –, die auf eine lange Tradition der Verteidigung der Freiheit des Wortes und des Verlegens zurückblickt, läßt sich von ihrem Ehrengast unter Druck setzen. Von einem Gast, dessen Amt für Presse und Publikationswesen – kurz *GAPP* – in erster Linie eine Zensurbehörde ist, deren Willkür die Vergabe von Registrierungsnummern von Verlagserzeugnissen und deren Inhalten unterliegt.

Die Ursprünge der Frankfurter Buchmesse gehen zurück bis ins 15. Jahrhundert, als Johannes Gutenberg im nur wenige Kilometer von Frankfurt entfernten Mainz den Buchdruck erfand. Sie hat symbolischen Charakter für den Buchmarkt und steht für die geistige Freiheit und die Wahrung der Rechte von Autoren. Während der theokratischen Herrschaft des Ayatollah Ruhollah Khomeini über den Iran, der wegen angeblicher Gotteslästerung in dem Roman *Die satanischen Verse* zur Tötung des britischen Autors Salman Rushdie aufrief, ließ die Direktion der Buchmesse 1989 folgende Stellungnahme veröffentlichen: »Solange der Mordaufruf Teherans gegen Salman Rushdie nicht zurückgenommen ist, wird der Iran auf der Buchmesse nicht zugelassen werden.«<sup>1</sup> Die Buchmesse unter ihrem damaligen Direktor Peter Weid-

1 Peter Weidhaas: *Und kam in die Welt der Büchermenschen*. Ch. Links Verlag 2007, S. 284.

haas verweigerte sowohl 1989 als auch 1990 den iranischen Verlegern die Teilnahme an der Messe, und sie verweigerte sich mit dieser Entscheidung auch dem deutschen Auswärtigen Amt und seiner Aufforderung, die iranischen Verleger zuzulassen. Das Auswärtige Amt strebte »eine Verbesserung der Beziehungen mit dem nach-khomeinischen Iran an. [Die Haltung der Frankfurter Buchmesse stellte dabei ein Hindernis dar], das beseitigt werden musste.«<sup>2</sup> Erst 1991 durfte eine kleine Gruppe iranischer Verleger wieder auf der Messe ausstellen.

Meine besondere Beziehung zur Frankfurter Buchmesse entstand aus einem puren Zufall:

Mein Verlag *Tendenzen* gab Anfang 2009 eine Biographie von Paul Celan heraus. Daher veranstalteten wir auf der Buchmesse in Taipeh im Februar zusammen mit dem Goethe-Institut Taipeh am deutschen Gemeinschaftsstand eine Lesung aus Celans Gedichten. Bei dieser Gelegenheit kam ich mit Jing Bartz vom deutschen Buchinformationszentrum Peking ins Gespräch, die zusammen mit Peter Weidhaas zur Lesung gekommen war. Von den beiden erfuhr ich, daß China 2009 das Ehrengastland der Frankfurter Buchmesse sein würde. Außerdem wiesen sie mich darauf hin, daß das Internationale Zentrum der Buchmesse im September ein Symposium zum Thema China veranstalte, und brachten zum Ausdruck, daß es wichtig sei, dort auch jemanden wie mich, einen chinesischen Verleger und Schriftsteller im Exil, dabeizuhaben. Weidhaas forderte mich auf, möglichst bald mit dem Leiter des Internationalen Zentrums, Peter Ripken, wegen meiner Teilnahme Kontakt aufzunehmen.

Ich schrieb daraufhin einen Brief an Ripken, der mir am 9. März sehr freundlich antwortete, mir Details zum Symposium mitteilte und mich einlud, an dieser Veranstaltung im September als Referent teilzunehmen.

2 Ebd., S. 304.

Ein halbes Jahr später, zwei Tage vor Beginn des Symposiums, klingelte bei mir in Boston kurz nach Mitternacht – also etwa sieben Uhr morgens deutscher Zeit – das Telefon. Am anderen Ende war Peter Ripken, der immerfort umständlich wiederholte, es gebe ein schwerwiegendes Problem, dramatische Entwicklungen. Das chinesische Presse- und Publikationsamt habe gegen meine Teilnahme am Symposium heftig protestiert. Das Gastland China habe der Buchmesse in einer diplomatischen Note mitgeteilt, daß meine Präsenz als offizieller Redner beim Symposium Absagen der geladenen Experten und Schriftsteller aus der Volksrepublik China zur Folge haben würde. Die chinesische Seite sei sogar so weit gegangen, damit zu drohen, daß sie im Fall meiner Teilnahme die Zusammenarbeit mit der Buchmesse einstellen und gar auf den Auftritt als Ehrengast verzichten würde. Ripken ersuchte mich mit Nachdruck, in Anbetracht dieser Situation von meiner Teilnahme am Symposium abzusehen. Da ich ja bereits am übernächsten Tag mein Flugzeug nach Deutschland besteigen würde, bleibe ihm nichts anderes übrig, als die Angelegenheit nun in aller Dringlichkeit mit mir zu regeln.

Ich antwortete ohne Zögern, daß ich von einer Teilnahme absehen würde. Wie hätte ich auch, wenn mich der Leiter des Symposiums wissen läßt, daß ich auf seiner Veranstaltung nicht mehr willkommen bin, auf meiner Teilnahme bestehen können?

Im nachhinein betrachtet, war der Grund für die Absage wohl nicht einfach die Tatsache, daß ich Exilschriftsteller war, sondern das Thema meines geplanten Vortrags, der das GAPP an einem wunden Punkt getroffen hatte. Ich hatte mein Land beleidigt.

Der Vortrag sollte sich mit »Chinas neuen Kleidern« befassen, mit der Tatsache, daß China trotz der prosperierenden Entwicklung seiner Wirtschaft und seines Verlagswesens immer noch ein Gebiet ist, in dem es keine verlegerische Freiheit gibt. Alle Verlage, Zeitschriften, Radio- und Fernsehstationen sind in staatlicher Hand. Die kommunistische Partei Chinas weiß genau: Würde sie die Kontrolle über die Verlage und die Medien verlieren, würde sie auch ihre Kontrolle über China verlieren.



Ich hatte meinen Vortrag dem Kontrollsystem des Verlagswesens im besonderen Fall der Volksrepublik China gewidmet. China unterscheidet sich von einigen anderen despotisch regierten Ländern darin, daß hier keine privaten Verlage zugelassen sind. In den vergangenen zwanzig Jahren hat man in China ein bis ins kleinste Detail verfeinertes System zur Überwachung der Presse und der Verlage entwickelt. Es gibt bis zu fünf oder sechs hierarchisch gegliederte Kontrollinstanzen, mittels derer in den Verlagen und in den Medien durch Parteimitglieder oder Funktionäre der Partei sichergestellt werden soll, daß kein falsches Wort veröffentlicht wird. Wenn ein Buch oder ein Artikel nur eine dieser Kontrollstufen nicht passiert, darf es nicht gedruckt werden. Für Bücher ist zusätzlich ein verlagsinterner Prüfprozeß notwendig, ohne den die abschließende Verifizierung durch das Presse- und Publikationsamt der Provinz- und Stadtregierungen nicht in die Wege geleitet werden kann. Falls ein Verlag etwas veröffentlicht, das »einen gravierenden politischen Irrtum« darstellt oder »pornographischen oder gewalttätigen« Inhalts ist, droht dem Verleger eine Strafe, die von der Degradierung bis zum Verlust seines Postens reicht. Für Veröffentlichungen, die in den Augen der Zensoren die Sicherheit des Staates gefährden, droht die sogenannte »Schließung des Verlags zwecks Umstrukturierung«.

Als vorbeugende Maßnahme zensieren sich viele Verleger und Autoren bereits vor der Kontrolle von offizieller Seite selbst. Darunter fallen beispielsweise die Änderungen, die ich im Sommer 2000 an der dreizehnten Ausgabe meiner Zeitschrift *Tendenzen* vorgenommen hatte. Aber davon später.

Im modernen China, wo sich heute Despotie und Kapitalismus zu ihrem gegenseitigen Vorteil ergänzen, möchten sich auch die Autoren im Glanz des wirtschaftlichen Erfolgs ihres Landes sonnen und greifen immer häufiger zur Selbstzensur, um der Gefahr des Veröffentlichungsverbots vorzubeugen. Das betrifft sowohl ihren Stil als auch die Auswahl ihrer Themen. Ein chinesischer Schriftsteller weiß sehr genau, was er publizieren kann und was nicht. Über den offiziellen Schriftstellerverband, den Markt, die

Tantiemen und die Verkaufserlöse bis zum Marketing – zwischen den Werken der Schriftsteller und dem Zensursystem herrscht ein stillschweigendes Einvernehmen, eine Art symbiotische Beziehung. Schriftsteller, Journalisten und Verlagsleute sind alleamt Komplizen in diesem besonderen System, in dem es nur zwei Möglichkeiten gibt: Mitmachen oder Verweigern.

Teil dieses Systems sind zum Beispiel die über zehntausend Mitglieder des chinesischen Schriftstellerverbands, die rund einhundert weit verbreiteten Literaturzeitschriften und die mehr als fünfhundertvierzig vom Staat zur Verfügung gestellten Bürogebäude, deren Mietpreise niemals dem Markt angepaßt werden und die auf ewig von den Staatsverlagen belegt sind. In den vergangenen dreißig Jahren entschieden sich die vom Staat unterstützten Verleger immer öfter für die Selbstzensur – und das, obwohl die Manuskripte ohnehin zensiert werden und trotz einer gewissen Zunahme der Freiheiten und des Machbaren im Pressewesen –, um von vornherein den Anforderungen der Zensurbehörden zu genügen.

Der Großteil der staatlichen Verlage betätigt sich in einem der Öffentlichkeit weithin unbekanntem Geschäft: dem Verkauf von ISBN-Nummern. Diese Nummern, die eigentlich frei und kostenlos sein sollten, werden von den Staatsverlagen zu Preisen von bis zu 20 000 Yuan *Renminbi* (circa 6000 Euro) an private Kulturunternehmen verkauft. Das ist eine willkommene Geldquelle, die mit keinerlei Kosten für den Verlag selbst verbunden ist. Diese Methode, die auf der ganzen Welt ihresgleichen sucht, hat ihren Ursprung im staatlichen Verlagsmonopol.

Der letzte Absatz meines geplanten Vortrags beim Symposium lautete: »Ein chinesischer Schriftsteller arbeitet immer mit einer Art Waagschale im Hinterkopf, in die er jedes Schriftzeichen seines Textes wirft, um genau abzuwägen, was er schreiben kann und wie weit er gehen kann. Wenn ihm dieses Abwägen zur Routine geworden ist, er sich auf die aktuellen Tendenzen der Zensur durch die Verlage eingestellt hat und die stille Übereinkunft darüber, was die Verlage als ›gutes‹ Buch einstufen, verinnerlicht

hat, erscheint dem Schriftsteller die Selbstzensur bereits als eine Selbstverständlichkeit, ein natürliches Bedürfnis sozusagen, ein unbewußter Reflex. Im China der Gegenwart fahren auf diese Art und Weise bekannte und weniger bekannte Autoren Ruhm und Erfolg ein, wie er früher kaum denkbar gewesen wäre.«  
Es liegt nahe zu vermuten, daß mein Vortrag die Leiter von Verlagen und Presseämtern in ihrem wunden Punkt getroffen hätte. Davon wollten sie sicher nichts hören und schon gar nicht auf einem öffentlichen Symposium im Ausland, wo es galt, das Land und seine Literatur im besten Licht zu präsentieren.

Die »dramatische Entwicklung« nahm ihren Lauf: Am Vormittag des 9. September erfuhr ich aus dem Internet, daß auch die aus Peking stammende Autorin Dai Qing trotz verbindlicher Zusage ihrer Teilnahme an jenem Symposium von der Frankfurter Buchmesse wieder ausgeladen worden war. Nachdem deutsche Medien darüber berichtet hatten, geriet die Buchmessenleitung unter Beschuß der Presse, und auch die Kritik am Gastland China, das im Hintergrund die Fäden zog, nahm zu. Am darauffolgenden Nachmittag las ich im Internet, daß Dai Qing zwischenzeitlich zwar von der Buchmesse aus-, aber dann vom Deutschen P.E.N.-Zentrum wieder eingeladen worden war und sich auf dem Weg nach Frankfurt befand, um nun als »ZuhörerIn« am Symposium teilzunehmen.

Sollte ich nicht auch meine in aller Stille vollzogene Ausladung öffentlich machen?

Ich bewunderte Dai Qings Mut. Sie lebt in Peking und mußte damit rechnen, daß die Behörden ihr keinen Paß ausstellten, daß ihr die Ausreise verweigert, sie gar unter Hausarrest gestellt würde. Doch sie bewies Mut und Verstand, sie machte ihren Fall von Anfang an über die deutschen Medien publik, sie machte sich unter Begleitung eines Pulks deutscher Medienleute auf den Weg zum Flughafen, und als ihr beim Check-in am Flughafen mitgeteilt wurde, ihr Ticket sei ungültig und ihr Platz bereits besetzt, kaufte sie kurzerhand ein neues Ticket und marschierte unter

den Augen der Öffentlichkeit durch die Gepäckkontrolle zu ihrem Gate. Daß sie das geschafft hat, ist angesichts der Schwierigkeiten, die einem die staatliche Kontrolle in den Weg stellt, allerdings beachtlich.

Also gab es für mich, der ich im fernen Amerika rein gar nichts zu befürchten hatte, um so weniger einen Grund zu kneifen.

Ich entschied mich, auch meinen Fall ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Das erwies sich zunächst als gar nicht so einfach, denn ich hatte bislang noch nie Kontakt mit den deutschen Medien gehabt. Ich recherchierte per Google, fragte Freunde; ohne Ergebnis. Schließlich half mir Yun Yi, ein Lektor des *Tendenzen*-Verlags, im Internet eine Liste mit Kontaktdaten von Auslandskorrespondenten mit Sitz in Peking ausfindig zu machen. Gut, dachte ich, warum nicht das Pferd von hinten aufzäumen und zuerst mit deutschen Korrespondenten in Peking sprechen. Wenn es in Boston Nacht wird, bricht in Peking der Tag an. Ich wartete bis zum Abend, um mich telefonisch mit den Korrespondenten der *Süddeutschen Zeitung*, der *Deutschen Presse Agentur* und des *Spiegel* in Verbindung zu setzen. Ich meldete mich mit meinem Namen und erzählte meine Geschichte. SZ-Korrespondent Henrik Bork und seine Kollegen in Peking waren sofort bereit, dieses Stück absurdes Theater publik zu machen.

Am frühen Morgen des 10. September deutscher Zeit rief mein Freund Zhong Weiguang bei der Berliner Niederlassung der chinesischen Ausgabe der in Europa erscheinenden *Epoch Times* an und sprach mit dem Chefredakteur Zhou Lei und dem Redakteur Zheng Zhihong über meinen Fall. Die *Epoch Times* ist ein globales Medium. Thomas Kalmund, ihr Frankfurter Korrespondent, entschloß sich kurzfristig zur Teilnahme an der für 11 Uhr an diesem Tag angesetzten Pressekonferenz der Buchmesse.

Kalmund brachte dort meinen Fall zur Sprache und wandte sich an Peter Ripken. Als Ripken bestätigte, daß man mich aufgrund des großen Drucks von chinesischer Seite habe ausladen müssen, sorgte dies für großen Wirbel und provozierte zahlreiche Nach-

fragen von seiten der Journalisten. Damit geriet die Frage nach meiner und Dai Qings kurzfristiger Ausladung unvermittelt ins Zentrum der Pressekonferenz. Bereits in den Mittagsnachrichten von ARD und ZDF sowie auf den Webseiten deutscher Medien wurde über den ursprünglich unter Ausschluß der Öffentlichkeit ausgeheckten Vorgang berichtet. Bis zum Nachmittag häufte sich die Berichterstattung zu diesem Thema im Netz, und wenig später trat ein Sprecher des Auswärtigen Amts vor die Presse und gab bekannt, daß das Ministerium Dai Qing und mir die Unterstützung unserer Teilnahme am Symposium zusicherte, falls wir das wünschten.

Das Flugticket für den Lufthansa-Flug von Boston nach Frankfurt um 16:25 Uhr Bostoner Zeit hatte ich noch; die Frage war nur, ob ich diesen Flug wirklich antreten wollte, nur um mich als einfacher Zuhörer auf diesem Symposium zu Wort melden zu können. Hinter Dai Qing stand das deutsche P.E.N.-Zentrum, das für sie als Gast sorgen würde. Ich dagegen kannte in Frankfurt niemanden und würde mich um meine Reiseangelegenheiten selbst kümmern müssen. Aber das war kein wirkliches Hindernis – es ist ein selbstverständlicher Teil meines Lebens, überall ständig in allen Ecken der Welt unterwegs zu sein. Auch wenn Dai Qing auf dem Flughafen in Peking festgehalten würde – ich entschloß mich, zu reisen. Ich war sogar darauf eingestellt, daß ich auf dem Symposium mit Schmähungen zu rechnen hatte oder am Ende gar nicht hineingelassen würde.

Der Flug dauerte die ganze Nacht. Um 5 Uhr am nächsten Morgen, dem 11. September 2009, landete ich auf dem Frankfurter Flughafen. In der Ankunftshalle erwartete mich Thomas Kalmund. Ein seltsames Gefühl, nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder in Deutschland zu sein. Kalmund lud mich ein, mich bei ihm zu Hause ein wenig auszuruhen. Mittags hörten wir dann, daß Dai Qing erfolgreich ihr Flugzeug bestiegen hatte und nachmittags um 14:30 Uhr in Frankfurt erwartet wurde. Als mein Gastgeber und ich um 15 Uhr am Flughafen eintrafen, um Dai